
ZUR DIALEKTIK DER METHODEN
IN DEN
GESCHICHTSWISSENSCHAFTEN

Rezension von: Alexander Field (Ed.),
The Future of Economic History,
Kluwer-Nijhoff, Publishing, Boston/
Dordrecht/Lancaster, 1988, 366 S.
G. Botz, Chr. Fleck, A. Müller, M.
Thaller (Hg.), „Qualität und Quantität“
Zur Praxis der Methoden der
Historischen Sozialwissenschaft,
Campus Verlag, Frankfurt–New York,
1988, 366 Seiten.

Was ist Wirtschaftsgeschichte? Diese grundlegende methodologische Frage wurde Ende der fünfziger Jahre in den USA in radikaler und explosiver Weise gestellt. Bis dahin verstand sie sich als eine der zahlreichen historischen Fachdisziplinen, die ebenso wie diese dem Ausspruch Leopold von Ranke zu „zeigen, wie es eigentlich gewesen ist“ in der Weise folgte, daß auf verstehende Weise – hermeneutisch – der Ablauf der Geschehnisse in dem Bewußtsein geschildert wurde, es handle sich jeweils um einen einmaligen, unwiederholbaren Sachverhalt. Sie wurde auch grundsätzlich an den historischen Fakultäten betrieben.

Die „cliometrische Revolution“ verwarf diese Methodologie, als dem Gegenstand völlig inadäquat. Sie ging davon aus, daß ein Forschungsobjekt, zu dessen Erhellung ein umfangreiches theoretisches Instrumentarium entwickelt worden war, dieses selbstverständlich auch auf die Untersuchung der historischen Tatbestände anzuwenden habe, aber noch mehr; es sei eine Aufgabe der Wirtschaftsgeschichte, auch ökonomische Hypothesen zu testen. Dem gegebenen Stand

der analytischen Entwicklung entsprechend, bediente sich diese Schule des ökonometrischen Instrumentariums – daher „Cliometrie“. Allein sie begnügte sich nicht damit, den volkswirtschaftlichen Effekt einer tatsächlichen Entwicklung quantitativ zu erfassen, es wurden fiktive Alternativen entwickelt, welche man mit ersterer verglich, die „counterfactual analysis“.

Damit eröffnete sich der Wirtschaftsgeschichte ein ungeheures neues Forschungsgebiet. Zunächst von der Fragestellung her, weil den traditionellen Historikern mangels Kenntnissen der ökonomischen Theorie viele davon überhaupt nicht zugänglich waren; aber auch durch die Analyse, weil die nationalökonomische Theorie eben – trotz aller ihrer Probleme – das entsprechende Instrumentarium zur Verfügung stellt.

Die neue Methodologie setzte sich vor allem im angelsächsischen Raum weitestgehend durch, wie sich das auch etwa an der Thematik in den Kongressen der Internationalen Gesellschaft für Wirtschaftsgeschichte ablesen läßt, deren letzter sich der Frage „The Impact of the Depression of the 1930th and its Relevance for the Contemporary World“ (Bern 1986) widmete.

Der etwas hilflose – in Österreich heute noch vorgebrachte – Einwand älterer Historiker gegen diese Entwicklung ist jener, daß die Verwendung des Instrumentariums der Ökonomie den Forschungsgegenstand, und läge er noch soweit zurück, zu einer Angelegenheit der Nationalökonomie mache und nicht der Geschichte. Diese habe nur „die Quellen aufzuschließen (was immer sich die Vertreter dieser Auffassung im Zusammenhang mit Wirtschaft darunter vorstellen) und gemäß den historischen Erkenntniszielen zu strukturieren“, wie einer von ihnen meinte.

Obwohl solche Einwände von den Ökonomen und auch von den neueren Historikern als irrelevant betrachtet

wurden – keinem Menschen würde es schließlich einfallen, Musikgeschichte ohne musikalische Kenntnisse schreiben zu wollen – entstand im Laufe der achtziger Jahre aus anderen Gründen ein Unbehagen über die Entwicklung der Cliometrie. Exemplarisch dafür wurde der Aufsatz von Solow „Economic History and Economics“ (1985). Solow sieht in der zeitgenössischen Ökonomie die Tendenz, sich ähnlich einer Naturwissenschaft, auf axiomatischer Basis beruhend, zu verstehen – als Physik der Gesellschaft. Da jener die analytischen Instrumente der Naturwissenschaften – das kontrollierte Experiment – verwehrt bleiben, verwendet sie die Zeitreihenanalyse, um Hypothesen zu prüfen. Diese Methode setzt jedoch lange Reihen unter gleichbleibenden Randbedingungen voraus. Solche aber sind in der Wirtschaft nur begrenzt gegeben, weil “economic activity is embedded in a web of social institutions, customs, beliefs, and attitudes. Concrete outcomes are indubitably affected by these background factors, some of which change slowly and gradually, others erratically. As soon as time-series get long enough to offer hope of discriminating among complex hypotheses, the likelihood that they remain stationary dwindles away, and the noise level gets correspondingly high. Under these circumstances, a little cleverness and persistence can get you almost any result you want. I think that is why so few econometricians have ever been forced by the facts to abandon a firmly held belief. Indeed, some of Fortune’s favorites have been known to write scores of empirical articles without once feeling obliged to report a result that contradicts their prior prejudices” (Solow, 1985, S. 328).

Aufgabe der Wirtschaftsgeschichte und ihre wesentliche Funktion für die nationalökonomische Forschung wäre es nun, die Veränderungen der gesamten sozialen, politischen und institutionellen Rahmenbedingungen her-

auszuarbeiten, welche die wirtschaftlichen Entwicklungen der Vergangenheit erklären und der zeitgenössischen Forschung Impulse – auch in Form von Einschränkungen – vermitteln können. Die cliometrische Revolution schein aber diese Funktion verschüttet zu haben, indem sie genau dieselben Methoden, welche man schon für die Analyse der Gegenwart in Frage stellen kann, auch auf die Vergangenheit anwendet, wofür sie vollkommen ungeeignet seien.

“As I inspect current work in economic history, I have the sinking feeling that a lot of it looks exactly like the kind of economic analysis I have just finished caricaturing: the same integrals, the same regressions, the same substitution of t -ratios, for thought. Apart from anything else, it is no fun reading the stuff any more. Far from offering the economic theorist a widened range of perceptions, this sort of economic history gives back to the theorist the same routine gruel that the economic theorist gives to the historian. Why should I believe, when it is applied to thin eighteenth-century data, something that carries no conviction when it is done with more ample twentieth-century data?” (Solow, 1985, S. 330).

Dieses Unbehagen fand jüngst auch in einem von A. Field herausgegebenen Sammelband „The Future of Economic History“ seinen Ausdruck. In seinem einleitenden Beitrag demonstriert der Herausgeber das Problem. Er fragt, welche Unzulänglichkeiten der wirtschaftsgeschichtlichen Forschung jeweils entstünden, wenn sich entweder Historiker oder Nationalökonom des Forschungsgegenstandes annehmen. Die Vorteile des Historikers sieht Field in dessen Vertrautheit mit der Archivarbeit, dem jeweiligen Zeithintergrund, den kulturellen und geistigen Traditionen sowie mit der Historiographie.

Der Ökonom lerne den Umgang mit der Statistik, das Testen von Hypothesen, er kenne die ökonomische Theo-

rie und ihre Anwendung. Er analysiere Angebot und Nachfrage und damit Preise sowie Mengen, den Einfluß exogener Faktoren, wie den Wandel der Technik, der Präferenzen und der Institutionen. Er sehe makroökonomische Zusammenhänge und den Zustand von Märkten (Faktor-, Güter- und Kapitalmärkte) und sei letztlich mit der empirischen Forschung vertraut.

Seine Schwäche wäre jedoch die Verachtung der reinen Beschreibung historischer Abläufe, welche schließlich die Basis jeder Analyse bilde und der Umstand, daß er der Datenverlässlichkeit zu wenig Aufmerksamkeit widme. Letztlich stelle ein rein axiomatischer Ansatz der ökonomischen Analyse eine Methode dar, welche der historischen Untersuchung nicht gerecht wird. Der Theoretiker sei in Gefahr, den Kontakt mit den empirisch faßbaren Realitäten zu verlieren.

"Economic historians need therefore to become more discriminating users of 'new' theoretical developments. The belief that successful career in economic history should involve a one-way arbitrage from new theoretical ideas to old data, tends to produce an arid and unilluminating literature in economic history and contributes indirectly to a barrenness in the theoretical literature. It reinforces tendencies of the theoretical enterprise to cut itself loose from applied empirical work" (Field, 1988, S. 22).

Field stellt auch den Sinn der „counterfactual analysis“ in Frage. Diese hätte etwa im Falle des amerikanischen Eisenbahnbaus, dessen Konsequenzen als volkswirtschaftliche Kosten und Erträge mit fiktiven Transportalternativen berechnet, aber gar nichts über dessen Ursachen ausgesagt.

Freilich erhält man in der Folge nicht unbedingt den Eindruck, daß alle Beiträge des Sammelbandes die von Field aufgegriffene Problematik auch hinreichend illustrieren. B. Ei-

chengreen gibt etwa einen umfassenden Überblick über den Stellenwert der Makroökonomie in der wirtschaftsgeschichtlichen Forschung (Makroeconomics and History), welcher von der Inflation im Spanien des 16. Jahrhunderts, über die wirtschaftlichen Auswirkungen der Kriege, den Goldstandard bis zur Weltwirtschaftskrise reicht. Diese Darstellung gibt zwar eine ausgezeichnete Information, vermittelt aber doch eher den Eindruck einer der gängigen theoretisch und ökonometrisch fundierten Diskussionen, wie sie auch zu gegenwärtigen Fragen üblich sind. Spezifisch historische Aspekte, wie die Darlegung institutioneller Veränderungen, vermißt man eigentlich. Und noch weiter entfernt vom Ziel dieser Publikation scheint der Beitrag von D. Feeny (The Exploration of Economic Change: The Contribution of Economic History to Development Economics) zu sein, wenn darin zu lesen ist:

"Tools of analysis and measurement are drawn of subdisciplines in economics, including labor and demography, health, agricultural economics, public finance, monetary economics, international trade and finance, macroeconomic theory" (Feeny, 1988, S. 91).

Damit hat der Autor, überspitzt gesagt, so ziemlich alle Themenbereiche ausgeschlossen, welche für die wirtschaftliche Entwicklung eines Landes oder für die Unterschiede im Entwicklungsniveau relevant sind, wie Institutionen, Politik, Religion, Entwicklungs- und Bildungsniveau sowie politische Geschichte. Im Inhalt ist es dann nicht gar so schlimm, weil sich Feeny beispielsweise mit den Folgen wirtschaftlicher Veränderungen auf Institutionen auseinandersetzt, aber irgendwie erhält man den Eindruck, ein außerökonomisches Ereignis wird nur dann in die Analyse einbezogen, wenn es als Variable in ein ökonometrisches Modell eingehen kann. Jedenfalls ist er weit von der umfassenden, und genau der aufgeworfenen Frage

entsprechenden, Problemendarstellung entfernt, die W. A. Lewis 1983 der American Economic Association präsentiert hat.

Sehr ausführlich präsentiert M. Thomas (*General Equilibrium Models and Research in Economic History*) die in der Forschung gebräuchlichen Gleichgewichtsmodelle, gleichzeitig aber auch Probleme, die sich für die wirtschaftshistorische Analyse damit ergeben. Diese scheinen ihm freilich nicht grundsätzlich Natur, was auch darin seinen Niederschlag findet, daß er eine Fülle von Fragen anführt, die mit Hilfe solcher Modelle analysiert werden sollten; darunter auch die ökonomischen Folgen des Zerfalls der k. u. k. Monarchie auf die Nachfolgestaaten. Angesichts mangelnder Außenhandelsdaten dieser Länder vor 1918 sieht der Rezensent zwar nicht ohne weiteres wie das Gelingen sollte, doch kann eine eingehende Studie möglicherweise diese hochinteressante Frage beantworten.

In hohem Maße kommt allerdings das cliometrische Instrumentarium der historischen Demographie zugute. Die relativ günstige Datenlage erlaubt in diesem Bereich dessen sinnvollen Einsatz umso mehr, als auch nichtökonomische Einflüsse oft einer Quantifizierung zugänglich sind. M. Haines (*Economic History and Historical Demography: Past, Present and Future*) gibt einen sehr umfassenden Überblick über Stand und Entwicklung der Forschung in diesem Bereich, der sicherlich zu jenem gehört, in welchem mit quantitativen Methoden die größten Erfolge erzielt wurden.

Einen interessanten Beitrag verspricht zunächst der Artikel W. Lazonicks (*Theory and History in Marxian Economics*) über die Bedeutung des Marxismus für die wirtschaftsgeschichtliche Forschung. Der Autor meint, daß dieser sich im Gegensatz zur Neoklassik mit ihren statischen, realitätsfernen Konstrukten als ein System, das a priori institutionelle, soziale und politische Veränderungen

als Folge der technisch-ökonomischen Entwicklung berücksichtigt und grundsätzlich dynamisch ist, als Basis wirtschaftsgeschichtlicher Analyse besonders eigne. Leider enthält der Artikel dann nur eine – zwar interessante und berechtigte – Kritik an der Marxschen Beurteilung der Arbeitsmarktlage im England der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, so daß man weder über die Eignung des marxistischen Ansatzes noch über den Beitrag marxistischer Autoren zur Wirtschaftsgeschichte etwas erfährt.

Wirklich vollständig wird eigentlich nur der letzte Beitrag von G. Wright (*Labor History and Labor Economics*) dem Thema gerecht. Der Autor registriert die bedauerliche Situation, daß die heutige Arbeitsmarktforschung – in den USA – ein vollkommen ahistorischer Zweig der angewandten Mikroökonomie geworden sei. Umgekehrt konzentrierte sich die Geschichte der Arbeit ausschließlich auf soziale und politische Themen und vernachlässigte die ökonomische Analyse vollkommen. Die Wirtschaftsgeschichte, die als Bindeglied funktionieren könnte, berühre den Arbeitsmarkt nur am Rande und dann nur in sehr abstrakter und vereinfachter Weise. Dazwischen stehe noch die Theorien-Gruppe der „segmentierten Arbeitsmärkte“, welche zwar auch den neoklassischen Ansatz ablehne, aber von Arbeitsmarkthistorikern als zu unpräzise abgelehnt werde. Wright beklagt diesen Zustand und meint, daß beide Gruppen in hohem Maße davon profitieren würden, wenn sie den anderen Methoden mehr Aufmerksamkeit schenken, sie als Ergänzung der eigenen Arbeiten sähen und nicht als Angriffe auf das eigene Paradigma.

Der Autor exemplifiziert diese Problematik am Beispiel des amerikanischen Südens nach dem Bürgerkrieg, als ein Arbeitsmarkt erst entstehen mußte. Daraus zeige sich, daß man nicht von „dem“ Arbeitsmarkt schlechthin sprechen könne, sondern daß es sich hierbei um ein historisches

Beziehungsgeflecht handelt, welches sehr unterschiedliche Fragen löst, entstehen muß, sich einspielt und ständig wandelt. Ähnliches lasse sich von der festgefügtten Ansicht sagen, daß der technische Fortschritt als exogen zu betrachten sei, und sich die Qualifikationen diesem anpassen. Tatsächlich jedoch habe es in der Geschichte lange Phasen einer umgekehrten Entwicklung gegeben, da die neuen Maschinen sogar mit der Absicht geschaffen wurden, weniger qualifizierte Arbeitskräfte einsetzen zu können.

Das eingehende Studium der Wirtschaftsgeschichte würde daher davon abhalten, zu rasch allgemeingültige, zeitlich invariante Hypothesen zu formulieren. Andererseits schiene es angezeigt, daß die Arbeitshistoriker quantitativen ökonomischen Aspekten mehr Aufmerksamkeit zollten. So ließe sich das Sinken der Löhne in Neuengland um die Mitte des 19. Jahrhunderts auf solche Effekte zurückführen.

"It seems far more plausible to consider this trend as a labour-market phenomenon, the effects of massive inflow of cheap Irish labor, than to involve such demons as 'intensified competition', 'moral decline', or a compulsive urge to 'degrade the worker' 'on the part of millowner'" (Wright, 1988, S. 330).

Um es gleich vorwegzunehmen, das Buch ist jedem Wirtschaftshistoriker wie auch jedem interessierten Ökonomen oder Historiker wärmstens zu empfehlen, trotz oder gerade wegen seiner Ambivalenz. Denn selbst jene Beiträge, die sich vom gestellten Thema entfernen – oder gar dessen Problematik dokumentieren – geben einen wertvollen Überblick über den Stand der wirtschaftsgeschichtlichen Forschung und ihrer Instrumente. Zum eigentlichen Inhalt muß gesagt werden, daß er in erster Linie den angelsächsischen Raum betrifft, in Europa spielt die „Cliometrie“ bis jetzt eine untergeordnete Rolle. Das mag zum Teil an der Einsicht in ihrer Pro-

blematik, teils wohl auch an der mangelnden Vertrautheit mit ihrem Instrumentarium liegen.

International gesehen, besteht offensichtlich das Problem, daß die unkritische Übernahme des aktuellen Forschungsinstrumentariums der Nationalökonomie den historischen Fragestellungen vielfach unangemessen ist. Freilich scheint es auch, daß sich mit der Wiederkehr der Neoklassik und aller ihrer modernen Ausprägungen dieses Problem verschärft hat, weil deren Ansätze sich auch in der Beurteilung gegenwärtiger Probleme sehr weit von den Realitäten entfernt haben (siehe etwa Rothschild, 1978).

Man wird sich also den Auffassungen Solows und Fields anschließen müssen. Umgekehrt ist ebenso vor dem noch immer existierenden Mißverständnis der traditionellen Wirtschaftshistoriker zu warnen, welche da meinen, sich auf die Darstellung dessen, „was eigentlich gewesen ist“, also auf die Erzählung zurückziehen zu können. Wenn eine Wissenschaft ein theoretisches Instrumentarium entwickelt hat, dann zwingenderweise deshalb, um Zusammenhänge sowie Abläufe in ihrem Bereich erfassen und analysieren zu können. Es steht dann nicht mehr im Belieben des Betrachters, es für bestimmte Fragen einzusetzen oder nicht. Unterläßt er es dennoch, dann gelangt er zu falschen Ergebnissen.

Zieht man aus allen diesen Überlegungen die Konsequenzen, dann scheint sich in der wirtschaftshistorischen Analyse das – theoretisch-eklektische und empirisch orientierte Vorgehen der Wirtschaftsforscher anzubieten, welche auch stets unter dem Zwang stehen, möglichst realitätsnah zu operieren, was auch die Berücksichtigung institutioneller Faktoren impliziert. Das bedeutet keineswegs den Verzicht auf das ökonometrische Instrumentarium, das natürlich auch in der Wirtschaftsforschung angewandt wird, aber das Wissen um dessen Grenzen.

Freilich spiegelt die Entwicklung in der Wirtschaftsgeschichte nur eine spezielle wider, die sich auch in der Geschichtsforschung allgemein vollzog, wenngleich der Anstoß von ersterer ausgegangen sein mag. Anfang der siebziger Jahre wandten sich jüngere Historiker gegen die atheoretische individualistische Tradition der etablierten Geschichtswissenschaft. Zunächst davon ausgehend, daß auch deren Selbstverständnis, sich auf narrative Präsentation zu beschränken, nicht zutraf, denn natürlich formuliert jeder Historiker ständig Hypothesen, sucht nach Ursachen, er meidet nur die – oft mögliche – Generalisierung. Entscheidend jedoch war die Erkenntnis, daß Wissenschaften – mit theoretischer Basis – existierten, die sich mit der gesellschaftlichen Entwicklung beschäftigten, vor allem die Soziologie, an welcher der Historiker nicht vorbeigehen dürfe. Das implizierte natürlich den Einsatz der dort üblichen quantitativen Methoden – es entstand eine „New History“. Parallel zu diesem quantitativ-theoretischen Ansatz entstand jedoch die „oral history“, die „mündliche Geschichte“, welche sich in der Zeitgeschichte als Ergänzung anbot und vielfach von Historikern mit ausgeprägtem politischen Engagement, welches mit „fortschrittlich“, „radikaldemokratisch“, bis „neomarxistisch“ beschrieben wird und der „New Economic History“ vollkommen fremd war.

Dieser ganze Komplex wird durch ein von G. Botz, e. a. herausgegebenes Sammelwerk „Qualität und Quantität. Zur Praxis der Historischen Sozialwissenschaft“, insbesondere in dessen erstem Abschnitt (Im Umfeld einer interdisziplinären historischen Sozialwissenschaft) erfaßt. Besonders deutlich wird die geschilderte Problematik durch den einleitenden Beitrag des Herausgebers (G. Botz, Neueste Geschichte zwischen Quantifizierung und „Mündlicher Geschichte“). Dessen erster Teil enthält die unveränderte Wiedergabe seiner Antrittsvorle-

sung an der Universität Salzburg 1981, in welcher die Position der „New History“ akzentuiert vertreten wird, der zweite repräsentiert die Erfahrungen eines Jahrzehnts mit der Relativierung vieler Positionen, auch der politischen. Qualitative Aspekte gewinnen wieder Bedeutung. Freilich scheint sich nach Auffassung des Autors weniger eine Integration, sondern eher eine offene Entwicklung abzuzeichnen, gekennzeichnet noch durch zahlreiche andere spezifische Ansätze.

H. Best (Was können Soziologen aus der Geschichte lernen?) demonstriert, daß eine Abgrenzung der Forschungsbereiche Geschichte und Soziologie kaum möglich ist. Das gilt für den zeitlichen Aspekt; Soziologie für die Gegenwart, Geschichte für die Vergangenheit ebenso wie für das Datenumaterial. Auch in der theoretischen Basis beider Wissenschaften bleiben die Grenzen fließend, als die Anhänger der Hermeneutik natürlich implizit auch auf theoretischen Annahmen aufbauen, wogegen der Soziologe in seiner Arbeit auf ein „Verstehen“ der untersuchten Gegebenheiten und Zusammenhänge nicht verzichten kann. Den Forschungszweig, der diesen Überlegungen Rechnung trägt und den Methodenkanon beider Wissenschaften anwendet, sieht der Autor in der „Historischen Sozialforschung“, die er freilich als integrierenden Bestandteil der Soziologie verstanden wissen will.

Die beiden folgenden Artikel tragen allerdings wenig zur Aufhellung des Problemkreises bei. Der Beitrag von T. Bottomore (Elements of Quantitative History in Marxist Sociology) ist in vieler Hinsicht rätselhaft. Er befaßt sich mit dem Studium der „long waves“, welche nur insofern mit Marx zusammenhängen, als dort ebenfalls der Begriff des Zyklus vorkommt. Auch käme vermutlich niemand auf die Idee, eine Studie der langen Wellen ohne quantitativ-empirische Fundierung zu schreiben. Die Frage nach den Änderungen der Klassenstruktur

berührt zwar ein zentrales Thema Marx', wird aber vom Autor anhand der Änderungen der Branchen- und Berufsstruktur zwar korrekt, jedoch völlig unmarxistisch behandelt und bedarf sicherlich gleichfalls der Datenbasis. Die Wiedergabe solcher Trivialitäten kann nur als Abdruck einer einführenden Vorlesung verstanden werden.

Auf andere Weise unverständlich bleibt der nächste Artikel in Inhalt und Funktion: G. Schmid (The Square of [Hi]stories), er besteht zu einem Viertel aus Fremdwörtern. Sein Inhalt befaßt sich – ohne Gewähr – damit, daß die narrative Geschichtsdarstellung niemals „die Vergangenheit direkt zum Sprechen“ bringe, sondern durch die Darstellungsmöglichkeiten der Zeit wie der Forschungsgemeinschaft und ihrer Auffassungen gebrochen sei – gewiß, nur wird nicht klar, was sich daran durch Quantifizierung ändern sollte – worauf der Autor auch überhaupt nicht eingeht.

In der Folge bringt das Sammelwerk eine Fülle informativer und instruktiver Beiträge zunächst aus der Praxis quantitativ-historischer Forschung, G. Jaritz (Quantitative Methoden in der Alltagsgeschichte des Mittelalters), der auf Rechnungsbücher des Chorfrauenstiftes Klosterneuburg zurückgreift. K. Greve (Konzeptionelle Überlegungen zur Anwendung von Standard EDV-Systemen in der historischen Regionalforschung), S. Hahn und G. Sprengnagel („Soziale Ähnlichkeit – Soziale Distanz, Probleme der Klassifikation am Beispiel des Vereinswesens einer österreichischen Industriestadt 1868–1873) konnten die Daten der Vereinsbehörde in Wiener Neustadt mit jenen der Volkszählungen für ihre Diskriminanzanalyse zusammenführen. Das Kapitel wird durch einen instruktiven Beitrag von J. Bacher (Geschichte und Statistik) über zufällige und systematische Meßfehler bei nominalen und quantitativen Variablen abgeschlossen.

Außerordentlich verdientvoll er-

weist sich der folgende Abschnitt, der sich mit dem relativ neuen historischen Forschungszweig, der oral history, beschäftigt. Die Beiträge, Ch. Gerbel/R. Sieder (Erzählungen sind nicht nur wahr), Ch. Fleck (Datengene-ese als Interpretationsproblem qualitativer Studien), M. Pollak (Auswertungsverfahren in Mündlicher Geschichte) liefern ein umfassendes und vor allem kritisches Bild dieses Verfahrens, welches zeigt, daß auch der Weg von der narrativen Darstellung zur narrativen Quelle ganz und gar nicht an statistischen Instrumenten vorüberführt. Es versteht sich von selbst, daß ein solcher fundierter Ansatz auch immer wieder die ideologische Aufladung dieser Methode kritisiert. Eine Position, die im abschließenden Beitrag dieses Abschnittes K. Berger (Video-History – vor den Grenzen die Möglichkeit) nicht eingenommen wird.

Der letzte Abschnitt des Buches präsentiert die Erfahrungen des sogenannten „Quantkurses“, also jener Lehrveranstaltung, mittels welcher erstmals in Österreich quantitative analytische Verfahren in der Geschichtswissenschaft, aber auch der Umgang mit EDV vermittelt wurden. Die Verfasser, also die Protagonisten dieser Methoden in Österreich, vermochten bereits auf die Erfahrung eines Jahrzehnts zurückzublicken, woraus sich nicht nur eine Fülle didaktischer Konsequenzen ergibt, sondern auch die Einsicht des Lesers, daß dieser erste und erfolgreiche Versuch den Standard für die Historikerausbildung von morgen darstellt.

Damit aber schließt sich der Kreis dieser Betrachtungen. Ausgehend von der Wirtschaftsgeschichte, finden nun auch die Methoden anderer Sozialwissenschaften in zunehmendem Maße Eingang in die Geschichtswissenschaft, einen Prozeß andeutend, der diese ihres Sonderstatus beraubt und sie mehr und mehr mit den Sozialwissenschaften in der Weise integriert, als Geschichte zu einem Aspekt dieser

wird. Das alles sind – zumindest in Europa – erst Ansätze, die unterschiedlich weit gehen. In diesem Prozeß kann es offensichtlich sein, daß solche innovatorischen Aktivitäten überschießen und Methoden angewandt werden, welche diesem historischen Aspekt nicht adäquat sind. Europa hat die Möglichkeit, aus diesen Erfahrungen der angelsächsischen Welt zu lernen und sich manchen Umweg zu ersparen. All das macht die besprochenen Publikationen besonders wertvoll.

Felix Butschek

Literatur

- A. W. Lewis, *The State of Development Theory*, AER, Vol. 74, 1984, S. 1
- K. W. Rothschild, *Arbeitslosigkeit – gibt's die?* Kyklos, Nr. 1/1978
- R. L. Solow, *Economic History and Economics*, AER, Vol. 75/12, 1985, *Papers and Proceeding*